hat, ich würde Folianten schreiben können. Folianten voll von politischen Artikeln, Kriminalfällen und Erzählungen aus dem sonstigen sozialen Leben.

Wohl dem, der die Macht der beiden kleinen Worte noch nicht an sich erfahren hat. Aber, was heute nicht ist, kann morgen werden, und es ist immerhin gut, die Aufmerksamkeit auf einen Feind zu richten, der jeden Augenblick hervorbrechen kann, wie Ziethen aus dem Busche. Jeder gute und rechtschaffene Mensch aber sollte sich hüten, gedankenlos die beiden Wörtchen nachzusprechen, deren Tragweite unabsehbar ist, sind sie — um mit dem alten Homer zu reden — einmal „dem Zaume der Zähne entflohen".

Zu Dir, verehrter Leser, habe ich jedenfalls das Vertrauen, daß Du nicht in die Schlingen des „Man sagt" fällst, wenn etwa jemand behaupten wollte, meine ganze Auseinandersetzung sei überflüssig und langweilig gewesen. Es liegt derselben wenigstens eine gute Absicht zu Grunde. Und wisse, ich für meine Person halte den Standpunkt fest, daß das, was „man sagt", niemand sagt, und daß das, was „die Leute sagen", eitel Dunst und Chimäre ist, so lange sich diese „Leute" nicht zu einem einzigen faßbaren Wesen von Fleisch und Blut verdichten.

Möchte jeder so denken! Dann würde der „Man sagt"-Teufel zur Hölle zurückfahren, wohin er gehört, und aufhören, seine Drachensaat auszustreuen!

N. Frkf. Pr. Reinhard Otto.

Haus- und Landwirtschaft.

— [Euter-Entzündung.] Bei hartnäckiger Euter-Entzündung hat sich die Kampfersalbe gut bewährt, täglich zwei bis drei Mal eingerieben. Das Verhältnis der Salbe ist: 1 Teil Kampfer, 10 Gewichtsteile Schweinefett; dem Kampfer muß im Mörser erst mit einer Kleinigkeit Spiritus angefeuchtet werden, um sich in Pulver aufzulösen, nachher setzt man das Schweinefett hinzu. Vor dem Melken muß selbstverständlich das Euter mit warmem Seifenwasser abgewaschen werden.

— [Als Vertilgungsmittel gegen den Kleeteufel] oder Orobanche gelten folgende: 1. Wenn sich Orobanche vereinzelt, namentlich in der Luzerne, zeigt, so ist sie sofort bis auf die Stammbasis auszustechen. 2. Kommt Orobanche auf Rotklee oder Luzerne in großer Anzahl vor, so breche man das Feld um, damit sie nicht zur Samenentwickelung gelange. 3. Der Samen ist auf Kleesieben zu reinigen, um jede Infection durch das Saatgut zu vermeiden. 4. Kommt die Orobanche massenhaft vor, so stellt man Klee- und Luzernebau eine Zeit lang ein, bis die im Boden ruhenden Samen ihre Keimkraft verloren haben.

Verschiedenes.

— [Gegen langweilige Schwätzer.] Aus Halle a. d. S. schreibt man der „Rh.- u. Rztg.": In den Leserkreisen der „Rhein- und Ruhr-Zeitung" erinnert man sich vielleicht noch eines vor längerer Zeit in derselben gebrachten Verschens, das der Dichter Emil Rittershaus gegen alle langweilige Schwätzer, die ihn um seine kostbare Zeit brachten, in seinem Arbeitszimmer angeschlagen hat. Wir erlauben uns, es hier zu wiederholen:

Sag', was Du willst, kurz und bestimmt,
Laß alle schönen Phrasen fehlen.
Wer nutzlos unsere Zeit uns nimmt
Bestiehlt uns, und „Du sollst nicht stehlen."

Ein hiesiger Studirender, dem wahrscheinlich seine guten Freunde zu viel „auf die Bude rückten" und ihn durch ihre freundliche Besuche von der Arbeit abhielten, hat nun folgende Zeilen auf die Innenseite der Thür geschrieben:

Gefängnis oder Zuchthaus der erhält,
Der sich vergreift an seines Nächsten Geld.
Doch „Zeit ist Geld", und wer sie mir entreißt,
Sich hierdurch selber Dieb und Räuber heißt.
Ein solcher Dieb verdient, wenn nicht Gefängnishaft,
So doch, daß man gar schnell ihn vor die Thüre schafft.

— Die Darmstädter Pfennigsparkasse schließt ihren Geschäftsbericht über das zweite Betriebsjahr mit folgender poetischen Ermunterung:

Vor Not dein Alter zu bewahren,
Fang in der Jugend an zu sparen,
Sei klug und stolz in deiner Kraft
Und leg' vom Lohn, den sie dir schafft,
Leicht kannst du's — stets etwas zurück,
Für deiner Zukunft sich'res Glück.
Wer sich gewöhnt stets vorzusorgen,
Der bleibt bewahrt vor Schuld und Borgen;
Solch' wack'rer Sinn wird weit bekannt,
Geehrt, geliebt im ganzen Land. —
Bald haben Bräutigam und Braut
Aus Pfennigen ihr Haus gebaut;
Sie sparen früh den Kindern schon
Für Heirat und Konfirmation.
So wird, was andern eine Pein,
Für sie der Freuden Quelle sein!
Die Kinder blühen um sie her,
Sie werden alt in Fried' und Ehr':
Einst blicken sie in Silberhaaren
Auf ihres Glückes Grund — das Sparen!

— [Radikalkur.] In Erlangen verschluckte eine Köchin ihr falsches Gebiß. Die Aerzte entschlossen sich, da sie dasselbe nicht herausbringen konnten, die Zähne in den Magen hinab zu stoßen. Dies gelang, alsdann wurden alle möglichen Mittel angewandt und nach fünf qualvollen Tagen war die Köchin von dem unverdaulichen Gegenstande befreit.

— [Der Verbrauch an Zündhölzchen] wird für Europa auf jährlich 4,618,300 Ctr. Holz geschätzt. Der tägliche Verbrauch beziffert sich in Deutschland auf ungefähr 15 Hölzchen, in Belgien auf 9, in England auf 8 und in Frankreich auf 6 Hölzchen für den Kopf der Bevölkerung. Der Durchschnitt für Europa dürfte 6 bis 7 Zündhölzchen auf den Kopf betragen, und zwar nimmt der Verbrauch derselben im allgemeinen von Norden nach Süden hin ab.

Lebens-Weisheit.

Sich erkennen, andre schätzen,
Jedem gönnen seinen Stand,
Ruhig sprechen und nicht schwätzen,
Alles prüfen mit Verstand.
Freundlich sein bei guten Leuten,
Wahrheit lieben, Lüge flieh'n,
Das Empfang'ne richtig deuten,
Weisen Schluß aus allem zieh'n.
Nur von andern das verlangen,
Was in ihrem Können liegt,
Geben mehr als je empfangen,
Täuschung hassen, weil sie trügt,
Oft sich in sich selbst versenken,
Sich in andern handelnd schau'n.
Vor dem Sprechen richtig denken,
Gern der eig'nen Kraft vertrau'n.
Ein Geheimnis tief bewahren,
Auch wenns nicht beschworen ist,
So in einem edlen, klaren
Streben sein zu jeder Frist.
Diese Lebensregel übe
Stets, dann wirst Du weise sein.
Alle guten Menschen liebe!
Schurken hasse Du allein!
Endlich ford're von der Stunde
Nur, was sie gewähren mag,
Dann wird Dir im schönen Bunde
Fließen jeder neue Tag.

№ 7. 1883.
Samstag, den 17. Febr.

Sonntagsblatt
zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Verantwortlicher Redact. H. W. Crone
Druck u. Verlag von W. Crone jr.

6)

Das Concert.

Novellette von Felix Roderich.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Freilich, Herr Concertmeister," wiederholte Fritz ein wenig ironisch, „der Schauspieler haftet im Gedächtnis wie ein verblaßter Regenbogen. Doch glaube ich auch Sie, und zwar nicht im Parterre eines Theaters, gesehen zu haben; wenn es auch winterliche Morgendämmerung war, als ich meine Cousine vor ungefähr drei Wochen auf dem Bahnhofe zu H. erwartete und sie zu meiner Verwunderung Hand in Hand mit einem fremden, bärtigen Herrn sah."

„Ah, Sie waren der Vetter Fritz!" rief Meerheim, kaum imstande, seine Erregung zu verbergen.

„Freilich, war ich Vetter Fritz," fiel dieser halb ärgerlich, halb lachend ein, „ich meinte großen Dank zu ernten, als ich der Toni meinen Schlaf opferte, und bin im Gegenteil seit jener Stunde wie ein vorlauter Schuljunge von ihr behandelt worden."

Das Gesicht des Schauspielers hatte bei diesen Worten einen so komisch-tragischen Ausdruck angenommen, daß der Concertmeister laut lachen mußte.

„O, die Sache ist durchaus nicht lächerlich, mein Herr," fuhr Fritz ernsthaft fort, „ich hatte mir zu fest eingebildet, die kleine ebenso schöne als brave und tugendhafte Toni heimzuführen, und konnte nach jener Reise nicht umhin, anzunehmen, daß ein anderer und zwar jener bärtige Unbekannte auf dem Bahnhofe zu H."

„Mein Herr," fiel Meerheim ihm rasch, fast drohend in's Wort, „dieser bärtige Unbekannte war ich!"

„Daran zweifelte ich vorhin, als ich Sie sah, keinen Augenblick," versetzte Fritz ruhig, „ich verließ H. nur, um meinen Nebenbuhler zu suchen, mich mit ihm zu schlagen."

„Herr, Sie sind ein Narr!" rief Meerheim zornig. „Was geht mich jene Dame an, die Nachts mit ihrem Vetter oder irgend einem anderen durch die Straße promeniert?"

„Wie? Was? Hör' ich recht?" schrie der Schauspieler, wie elektrisiert vom Stuhl aufspringend, „Herr, Sie entblöden sich nicht, mich einen Narren zu schimpfen? Wohlan, ich gebe Ihnen den Schimpf zurück. Sie sind ein Verläumder, indem Sie die Ehre einer jungen, sittenreinen Dame so schnöde angreifen. Gab sie Ihnen vielleicht in jener Nacht ein Recht zu solcher Behauptung?"

Meerheim strich sich über die bleiche Stirn, er schämte sich der zornigen Aufwallung, die ihn um alle Selbstbeherrschung gebracht.

„Ist Ihre Cousine die Tochter des Musiklehrers Steinhaus?" fragte er nach einer Pause.

„Freilich, freilich!"

„Dann lesen Sie diesen Brief, mein Herr, den ich infolge einer irrtümlichen Adresse erhalten."

Er reichte ihm den Brief des Rentier Kraus.

Fritz blickte nach der Unterschrift und überflog dann mit steigernder Aufregung das Schreiben.

„Der Schurke," rief er, ingrimmig die Hand ballend, „das soll er mir entgelten! Und Sie hielten diese Verleumdung, welche Ihnen gleichsam auf dem Präsentierteller dargereicht wurde, ohne weiteres für Wahrheit, Herr Concertmeister?" setzte er heftig hinzu.

„Mäßigen Sie sich, junger Herr," versetzte Meerheim, „Fräulein Steinhaus war mir so fremd, wie dieser Rentier, wie konnte ich den letzteren einen Verleumder nennen?"

„Nun freilich, was kümmert den vornehmen Concertmeister auch die Ehre eines armen jungen Mädchens!" sprach Fritz mit ungewöhnlicher Bitterkeit. „Ich finde es begreiflich, daß Sie sich nicht die Mühe gegeben, weiter über die Motive dieses schändlichen Schreibens nachzuforschen. Die Krankheit, welche Ihrer so warm zugesagten Teilnahme einen natürlichen Hemmschuh anlegte, kam Ihnen ganz gelegen; wie hätten Sie um solcher Menschen willen Ihre Künstler-Ehre, Ihr Ansehen auf's Spiel setzen können? Dieser Hauswirt mußte jedenfalls Recht haben."

„Nicht weiter!" unterbrach ihn Meerheim mit sanftem Ernst, „ich habe allerdings in einem gewissen Grade diese Vorwürfe verdient, muß aber die schwere Anklage, als habe ich die Krankheit nur zum Vorwande genommen, von dem Concerte loszukommen, entschieden zurückweisen, da ich sogar heute schon Schritte in dieser Sache gethan habe. — Beantworten Sie mir nur einige Fragen, Herr Steinhaus, aber ehrlich und aufrichtig."

„Fragen Sie, die Antwort soll ehrlich sein."

„Waren Sie mit Ihrer Cousine verlobt?"

„Nein, ich hoffte indessen stark darauf."

„So gab sie Ihnen Hoffnungen auf Ihre Hand?"

„Gott bewahre, — ich bildete es mir ein, — als Vetter hat man überhaupt eine starke Phantasie."

„Ja, die Vettern sind mir fürchterlich," lächelte Meerheim. „Was mag den Rentier zu diesem Brief veranlaßt haben?" fuhr er langsam fort.

„Der große Korb, den mein Onkel ihm gepflochten hat; — er bildete sich ebenfalls ein, die schöne Toni zu heiraten, indem er sein Geld in diese Wage warf und auf die schuldige Miete pochte. Ein reicher Hauswirt, zumal ein Witwer, geht noch über den phantasiereichsten Vetter."

„Jetzt wird mir alles klar," sprach Meerheim, „wer konnte auch an eine solche Bosheit glauben?"

„Hm, ebenso leicht, dünkt mich, wie an die Verleumdung; aber es freut mich, überall, selbst bei Ihnen, auf große menschliche Fehler zu treffen — bei all' meinem Leichtsinn hätte ich den Augen eines solchen

Mädchens mehr getraut, als dem boshaften Briefe eines unbekannten Hauswirts."

„Ja, spotten Sie nur," versetzte Meerheim wehmütig ernst, „ich habe es verdient. Wüßte ich nur ganz sicher, ob Ihre Cousine und jene junge Dame mit einander identisch sind."

„Dem Irrtum kann ich abhelfen, ich besitze das Bild meiner Cousine."

Fritz zog seine Brieftasche hervor und nahm aus derselben eine Photographie.

„Hier sehen Sie Antonie Steinhaus!"

Meerheim ergriff hastig das Bild.

„Ja, ja, sie ist es, Zug um Zug, derselbe wunderbar tiefe Blick. Lassen Sie mir das Bild!"

„Nein, Herr Concertmeister," sprach der Schauspieler ernst und bestimmt, „es ist das Einzige, was mir von meinen Hoffnungen geblieben. In H., Schützenstraße Nr. 10, vier Treppen hoch, finden Sie das viel schönere Original. — Nun aber erlauben Sie auch mir zum Schluß eine Frage. Wird das Concert meines Onkels noch stattfinden?"

Meerheim blickte lächelnd auf das Bild, welches er dem Schauspieler zögernd hinreichte.

„Sprechen Sie in acht Tagen wieder bei mir vor, Herr Steinhaus, dann werde ich Ihnen Bestimmtes darüber mitteilen," sprach er freundlich; „ich hoffe alsdann, daß wir noch näher mit einander bekannt werden."

Er drückte ihm die Hand, worauf sich Vetter Fritz, nur halb zufrieden gestellt, entfernte.

„Ich hätte diesen Concertmeister eigentlich vor die Klinge fordern müssen," murmelte er draußen auf der Straße, noch einen letzten Blick auf das stattliche Haus werfend, „na, warte, in acht Tagen, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Dem nichtswürdigen Hauswirt aber werde ich eine ganz aparte Strafe diktieren."

Der Concertmeister Meerheim legte sich, als der Schauspieler ihn verlassen, in seinen Sessel, um lange, lange in Gedanken versunken, vor sich hinzustarren.

Endlich legte er einen Briefbogen zurecht, ergriff die Feder und schrieb: „Hochgeehrter Herr Steinhaus!"

„Ja, was soll ich ihm denn eigentlich schreiben?" sprach er halblaut, „daß ich für das Concert noch nichts habe thun können? — Mein Gott, da fällt mir ja ein, daß von dem Ertrage desselben die fällige Miete entrichtet werden sollte! — Und nun sind fast drei Wochen seitdem schon verstrichen! — Vielleicht hat der boshafte Hauswirt, dessen List so trefflich, wenn auch ohne meine Schuld, gelungen, schon irgend einen Rachestreich gegen die unglückliche Familie vollführt; — was soll mein Brief da noch nützen? — Am besten wäre es, ich reiste selber nach H., dieser verleumderische Brief gibt mir halb und halb das Recht dazu; — auch habe ich mein Wort gegeben und demnach eine heilige Pflicht auf mich geladen. — Es sei, ich reise noch heute ab!"

„Was wollte denn der fremde junge Mann von Dir, mein Sohn?" fragte die Mutter, den Kopf zur Thür hineinsteckend. „Gewiß hat dieser lange Besuch Dich wieder ungebührlich aufgeregt."

„Im Gegenteil, Mamachen," versetzte Meerheim heiter. „Der junge Mann war sehr interessant, — ich fühle mich ganz besonders wohl nach seiner Unterhaltung, so wohl, daß ich entschlossen bin, noch heute eine kleine Reise zu machen."

„Allmächtiger Gott, Du sprichst doch nicht im Ernste?"

„Gewiß, mein Mütterchen," lachte Meerheim, ich bin so lustig, daß ich mit Dir tanzen möchte, und hoffe, von meiner Reise noch viel lustiger heimzukehren."

Die besorgte Mutter blickte ihn prüfend an — doch war sein Auge so klar, seine Stirn und Hand so fieberfrei, daß ihre Besorgnis schwinden mußte.

„Ich begreife Dich nicht, Theodor," sprach sie kopfschüttelnd, „ohne die Einwilligung des Doktors wirst Du doch aber nicht reisen wollen?"

„Warum nicht, Herz-Mütterlein? — Laß mir den Doktor nur heute aus dem Spiele, der wäre im Stande, mich wieder krank zu machen. — Wann geht der nächste Zug nach H.?"

Er sah nach dem Eisenbahnfahrplan, und dann nach der Uhr.

„In einer Stunde muß ich auf dem Bahnhofe sein, Mama! — Komm, ängstige Dich nicht, hilf mir das Notwendigste einpacken, sonst entlaufe ich Dir, wie ich hier gehe und stehe."

„Du wärst es im Stande!" seufzte die alte Dame. „Wie lange gedenkst Du denn fortzubleiben?"

„Das hängt von Umständen ab, Mamachen, vielleicht komme ich morgen schon wieder, wo nicht, erhältst Du bestimmt Nachricht."

In der Wohnung des Musiklehrers Steinhaus ging es in dieser Zeit recht trübe und still her; der Vater war seit der plötzlichen Abreise des Neffen, dessen heiterer Umgang ihm zum Lebensbedürfnis geworden, wie umgewandelt, — er konnte es der Tochter nicht vergessen, daß sie ihn fortgetrieben und seinen Lieblingswunsch, ein Pärchen aus ihnen zu machen, so rücksichtslos vereitelt hatte.

„Paß nur auf," grollte er, „wie es Dich gereuen wird; der Fritz ist ein großes Talent, er wird sich bald Bahn brechen und berühmt werden."

„Ich würde mich von Herzen darüber freuen, Vater," antwortete Toni ruhig.

„Wirklich? — Nun ja, will's glauben, — er wird aber auch Reichtum erwerben, während Du Dein bischen Brot mit Stundengeben verdienen wirst."

„Wenn's Dir um das Geld zu thun wäre, könnte ich ja nur den Rentier heiraten."

„Ach was, der Rentier und unser Fritz sind doch zwei Gegensätze, Mädchen!" rief der Vater erhitzt. „Verkaufen würde ich Dich unter keiner Bedingung, das trifft bei dem Fritz nicht zu."

So ging es täglich und die arme Antonie wurde dabei täglich blasser und trauriger, besonders auch, als die sehnlichst erwartete Nachricht von dem Concertmeister ausblieb und das Wasser, wie man zu sagen pflegt, bis an den Hals stieg.

Steinhaus schrieb in dieser Not an seinen alten Freund, den Geiger, der ihm die wenig tröstliche Mitteilung von der Krankheit des Concertmeisters sandte.

„Das sieht gut aus!" seufzte der arme Mann; „nun werden wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen können. Ja, wäre noch der Fritz hier, er hatte doch stets einen Rat, der in den meisten Fällen so gut wie wirkliche Hülfe ist."

Vetter Fritz aber war nicht da und der Musiklehrer eine echte Künstlernatur, das heißt, rat- und thatlos, wenn die Praxis des Lebens an ihn herantrat.

Näher und näher zog die Wolke, drohend wie ein unheimliches Gespenst. Der Hauswirt triumphirte, seine Saat trug Früchte und der Exekutor warf bereits spähende Blicke nach der hochgelegenen Wohnung des armen Musiklehrers.

Dieser wehrte sich gegen das Unheil wie ein Verzweifelnder; er wies auf das Concert in B. hin und bat seinen Hauswirt nochmals um eine vierwöchige Frist.

(Fortsetzung folgt.)

„Man sagt."

„Man sagt . . " „Wer sagt? . . " „Die Leute sagen . . " „Wer sind die Leute?" — „Nun, die Leute — — das sind die Leute — Du mein Gott, als ob ich Einzelne, als ob ich bestimmte Personen anführen müßte! —

Zwei winzig kleine Wörtchen nur sind das „Man sagt" und doch haben sie einen Ton wie die Trompeten von Jericho, welche mit ihrem Schalle Mauern niederwarfen, und doch fallen sie wuchtig wie die Keule des Herkules, köpfen wie das schneidige Fallbeil und erdrosseln wie die gräßliche Garotte.

Wohl Dir, lieber Leser, wenn Du mit der Macht dieser beiden Worte noch nicht zu kämpfen hattest. — Zu kämpfen? — Als ob ein Kampf mit ihnen überhaupt möglich wäre!

Wo willst Du das „Man sagt"-Gespenst fassen? — Als wesenloser Schemen schleicht's heran aus dem Dunkel und legt sich über Dich wie ein Alp. Vergebens suchst Du's abzuschütteln, seufzest und windest Dich — nirgends läßt's Dir Ruhe, bis es Dich todt gequält hat oder von selbst müde zurückkrochen ist in den giftigen Brodem, dem es entstiegen.

Und welche Gestalten vermag es anzunehmen! — Bald schreitet's einher, unter leisen Flüstertönen seine Krallen ausstreckend, bald lauter und lauter heulend, wie eine losgelassene Meute! Bald zuckt es mit scheinheiligen Mienen mitleidsvoll die Achseln, bald greift's zum schneidigen Schwerte der Ironie, um seinen Zweck zu erreichen!

Wie viele gute Namen sind dem „Man sagt" schon zum Opfer gefallen, wie viele Ehren hat es vernichtet wie manchen Bund getrennt, wie manches Lebensglück zerstört, ja, selbst wie viele Leben zu Grunde gerichtet!

Um den Kaffee- und Theetisch sitzen eine Anzahl Vertreterinnen des zarten Geschlechts, und nicht lange währte es — darauf möchte ich wetten — so lassen sie diese oder jene ihrer Genossinnen Revue passiren. Sie sind rücksichtsvoll und feinfühlend, und manches Lob wird z. B. Dir, verehrte Leserin, gespendet. „Gerechtigkeit über Alles!" — so lautet die Devise. Bald aber, darauf kannst Du Dich verlassen, haucht eine der Richterinnen ganz leise: „Ja, das ist Alles wahr, aber — man sagt — — —"; die Köpfe recken sich in die Höhe, Ohren und Augen öffnen sich bis zur äußersten Grenze und man erwartet auf Spannung das Weitere. Tiefe Stille, man könnte eine Stecknadel zu Erde fallen hören! — Endlich die schüchterne Frage: „Nun, was sagt man?" — „Man sagt — ich kann es freilich nicht beschwören, — aber die Leute sagen's — man sagt . ." Geflüster, allgemeines Erstaunen, dann einzelne Ausrufe, wie: „Wär's möglich?!" „Sollte das wirklich wahr sein?!" u. s. w. Antwort mit Achselzucken: „Die Leute sagen's!" —

Der Henkersdienst ist vollzogen, das Beil gefallen, „Man sagt" hat seine Schuldigkeit gethan. Das Flüstern wird lauter und lauter, die Gesellschaft geht auseinander und jedes Mitglied trägt das „Man sagt" weiter und weiter in Salons und Boudoirs, und wenn es bis zu Dir gelangt, dann ist seine Gewalt schon so groß geworden, wie sie oben geschildert wurde. Das Unfaßbare verfolgt Dich auf Tritt und Schritt, und ist es um Dich geschehen.

Baue nicht zu viel auf ruhige Erwägung und Unparteilichkeit! Nur wenigen ist's gegeben, sich dem Einfluß dessen zu entziehen, was die „Leute sagen."

Und machts die stärkere Hälfte der Menschen anders? —

Gewis nicht! Auch ihr darf der Vorwurf nicht erspart bleiben, das eiserne Band des „Man sagt" schon recht oft zugezogen zu haben um den Hals eines Unglücklichen, der sich dann bis zur Erschöpfung vergeblich bemühte, den unheimlichen Bann zu brechen.

Kennst Du lieber Leser die Arie des Basilio im „Barbier von Sevilla": „Die Verleumdung ist ein Lüftchen" u. s. w.? — Das Lüftchen schwillt zum Sturmwind an und dieser hat schon die festesten Häuser über den Haufen geworfen. Und die „Leute" — wer sind sie? Kannst Du sie vor Gericht stellen? — Sie sind hier, sie sind dort, sie sind ein Unfaßbares und doch mächtig Wirkendes, sie entziehen sich dem Strafgesetzbuch ebenso wie jeder moralischen Rechenschaft.

Verliere Dich im Gewühle der großen Stadt oder lasse Dich nieder in dem einsamsten Dorfe, wohne in Schloß oder Hütte — der giftgeschwollene Drache „Man sagt" wird Dich finden, sobald er auf Dich losgelassen wird und es ist noch kein Ritter St. Georg erstanden, der ihm den Todesstoß gegeben hätte.

Aber — so fragst Du — bin ich denn ganz wehrlos einem solchen Ungeheuer gegenüber?

Beinahe! — nur eine Rüstung giebt's, die ich Dir zum Kampfe empfehlen kann, ihr Harnisch ist: festes Selbstbewußtsein, ihr Helm: Verachtung, und ihr Speer: Kühnheit im Trutz gegen die gedankenlose oder boshafte Menge. — Indes, „semper aliquid haeret," und wer einmal mit dem „Man sagt" kämpfen mußte, wird stets die Narben der erhaltenen Wunden tragen.

Aber nicht allein im gesellschaftlichen Leben richtet der Dämon „Man sagt" unheilbare Verwüstungen an. Auch in der Politik treibt er sein finsteres Wesen. Die Geschichtsschreiber wissen davon zu erzählen, wie er Verwickelungen heraufbeschwor, Bündnisse zertrümmerte und Kriege anzettelte. Wir Journalisten aber fürchten ihn wie den Teufel selbst, wenn er die Gestalt eines Irrlichtes annimmt und, leuchtend vor uns hertanzend, uns schließlich elendiglich im Sumpfe stecken läßt.

Wir wissen nicht, von wannen er kommt. Plötzlich ist er da und beginnt sein trügerisches Gaukelspiel.

Bald tritt er einfach auf als „Man sagt", und bald verbirgt er den Pferdefuß unter der chevalereskeu Hülle von „Einem on dit zufolge . . ." Aber in beiden Gestalten ist er gleich gefährlich. Hat er Macht über uns erlangt, so ist er es nicht allein mehr, der uns quält. Aus der Schaar der ihm folgenden unheimlichen Geister hetzt er das „Dementi" und die „Rektifikation" auf uns, welche uns schütteln und rütteln und uns nimmer zu Atem kommen lassen. Gelingt es uns, einem der Gespenster das Haupt abzuschlagen, flugs wachsen an seiner Stelle unzählige neue Köpfe, die uns mit höhnischem Grinsen verfolgen.

Ja, der „Man sagt"-Teufel der Politik und Journalistik ist einer der obersten Teufel, der gleich gefährlich ist, ob er sich wie Mephistopheles im Mäntelchen von Seide, mit Federhut und Degen als offiziös produziert oder im gewöhnlichen Alltagskleide auftritt.

Während andere Geister und Gespenster besonders die Adventszeit zu ihren Spukereien wählen, liebt er es gar sehr, in der Zeit der sauren Gurken seine Umgänge zu machen und seine Opfer zu suchen. Hüte Dich, so viel Du willst, sei vorsichtig, so viel Du kannst, prüfe so weise, als Du vermagst, dieses Dämons Kuckuckseier liegen in Deinem Neste, ehe Du Dich dessen versiehst, und zu Deiner Not mußt Du auch noch den Spott hinnehmen, daß Du Dich täuschen ließest.

Wollte ich an Beispielen nachweisen, welches Unheil, welche Verwirrung das „Man sagt" schon angerichtet